

ALISON COCHRUN
KISS HER ONCE FOR ME

Autorin

Alison Cochrun war früher Englischlehrerin an einer Highschool und ist heute Autorin von queeren Liebesgeschichten, darunter ihr Debütroman »The Charm Offensive« und der Nachfolger »Kiss Her Once For Me«. Sie lebt in der Nähe von Portland, Oregon, mit ihrem riesigen Hund und einer beachtlichen Sammlung bunter Bücher.

Von Alison Cochrun bereits erschienen

The Charm Offensive – Wenn die Klappe fällt, beginnt die Liebe

ALISON COCHRAN

Kiss Her Once For Me

Die Liebe ist so magisch wie der erste Schnee

Roman

Deutsch von Nadine Lipp

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2022
unter dem Titel »Kiss Her Once For Me« bei Atria Books,
a Division of Simon & Schuster, Inc., New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text-
und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage 2024

Copyright der Originalausgabe © 2022 by Alison Cochrin
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2024 by Blanvalet
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Birthe Vogelmann

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

nach einer Originalvorlage von Atria Books

Umschlagdesign und -illustration: Sarah Horgan

JS · Herstellung: DiMo

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-1220-1

www.blanvalet.de

*Dieses Buch ist meinen Eltern gewidmet,
denn sie lieben mich, wenn ich falle,
genauso wie sie mich lieben, wenn ich fliege.
Und selbstverständlich meinen Großmüttern.*

Letztes Weihnachten

Ein Schneetag

Webcomic

Von Oliverartissometimes

*Folge 7: Das Mädchen auf der Brücke
(Heiligabend, 23:22 Uhr)*

Hockgeladen am 4. Februar 2022

Schneetage haben etwas Magisches.

Als Kind haben sie mich vom Schulstress und meiner lähmenden Sozialphobie befreit. An Schneetagen ging ich einfach raus, und es fiel mir so leicht, Freund:innen zu finden, wie mit behandschuhten Händen einen Schneeball zu formen.

Im College an der Ohio State University haben mich Schneetage von meinem strengen Studienplan befreit. Meine beste Freundin Meredith platzte oft um ein Uhr nachts in mein Wohnzimmer, wir stahlen Essenstabletts aus der Kantine und gingen zum South Oval Park, um darauf zu rodeln.

In Portland bedeutete ein Schneetag, *von allem befreit zu sein*.

Meine Stiefel versinken im Schnee, während ich auf die Burnside Bridge schreite. Im Laufe des Tages haben sich die Grenzen der Stadt

verwischt, und nun ist nichts mehr an seinem gewohnten Platz. Gras, Bürgersteig und Straße sind gleichmäßig zugeschnitten und dadurch eins geworden – eine viel zu süße Zuckerbäckerwelt. Vor mir fährt ein Paar auf Langlaufskiern über die Brücke, aus ihrem tragbaren Lautsprecher dröhnt »White Christmas«. Hinter mir amüsiert sich eine Gruppe Zwanzigjähriger bei einer Schneeballschlacht mitten auf der Straße, und neben mir rutscht meine Begleitung aus und flucht ziemlich laut: »Dieser Scheißschnee!«

»Liegt es wirklich am Schnee?«, frage ich ruhig. »Oder eher an deinen Schuhen?«

»Am Schnee«, antwortet sie und stampft bei jedem Schritt bewusst auf. »Die Stiefel sind super.«

Ich deute darauf und sage: »Sie sehen aus, als hättest du beim Kauf eher auf den Look gesetzt als auf den Nutzen. Wie bei deiner Jacke.«

Sie bleibt stehen und sieht mich an. »Moment. Was stimmt denn mit meiner Jacke nicht?«

Sie trägt eine dieser braunen Carhartt-Jacken, die bei einer ganz bestimmten Bevölkerungsgruppe in Ohio und einer gänzlich anderen hier in Portland so beliebt sind. Ihre hat nicht einmal einen Reißverschluss, man kann ihr Flanellhemd sehen, das in ihre Light-Wash-Jeans gesteckt ist.

Sie setzt ganz eindeutig auf den Look.

»Es ist eine sehr schöne Jacke«, versichere ich ihr. »Aber nicht gerade praktisch, wenn es schneit, oder?«

»Zu meiner Verteidigung: Es schneit hier fast nie.«

»Aber als du heute Morgen aus dem Haus gegangen bist, hattest du die Wettervorhersage gehört.«

Sie brummt und schüttelt die Schneeflocken aus ihrem Haar, ähnlich wie sich ein Golden Retriever im Regen schüttelt. Ihr schwarzes Haar ist auf der einen Seite rasiert und auf der anderen lang, sodass es

ihr in einem feuchten Büschel über die Stirn fällt. Den ganzen Tag über habe ich gegen den Drang angekämpft, ihr das Haar aus den Augen zu streichen.

An einem Schneetag in Portland kann man eine Fremde in einer Buchhandlung treffen, den ganzen Tag mit ihr verbringen und sich dann an Heiligabend um 23:23 Uhr auf einer Brücke mit Blick auf den Willamette River wiederfinden. An einem Schneetag könnte man die Art von Person sein, die einer Fremden überallhin folgt, selbst wenn sie sich über den Schnee beklagt.

Die besagte Fremde geht zum Brückenrand und starrt auf das schwarze Wasser. »Okay, erklär es mir, Ohio: Was ist an Schnee so toll?«

»Zunächst einmal ist er wunderschön.« Ich atme aus, und sie dreht sich um und sieht mich von der Seite an. Die Sommersprossen unter ihren Augen sehen auf ihrer hellbraunen Haut fast wie Schneeflocken aus. Ich habe sie erst vor vierzehn Stunden getroffen, aber das Muster auf ihren Wangen hat sich mir bereits eingeprägt. Ich habe ihre Sommersprossen kartografiert, damit ich sie später zeichnen kann.

Ich wickle meinen blauen Schal fester um den Hals, um zu verbergen, dass ich errötet bin. »Echter Schnee, so wie jetzt, und große Schneestürme haben die Macht, die Welt anzuhalten. Schnee friert die Zeit ein. Der ständige Alltagsstress ruht dann für einen Augenblick unter der Schneedecke, und es fühlt sich so an, als könne man wieder zu Atem kommen.«

Sie lehnt sich ans Geländer und lässt die Arme lässig darüberbaumeln. »Dir ist schon klar, dass du dich entspannen darfst, auch wenn es nicht schneit, oder?«

»Wenn es schneit«, sage ich mit mehr Nachdruck, »verwandelt sich die Welt. Schnee ist *magisch*.«

Ich zeige um uns herum, zum Nachthimmel, der in einem hellen Lila

schimmert, ja fast leuchtet und so gut zu all dem Weiß passt. Zu den Bäumen, die silbern funkeln. Und den Schneeflocken, die durch die Luft schweben und die Illusion erwecken, dass sie sich in alle Richtungen bewegen und der Schwerkraft trotzen. Ich strecke meine Zunge heraus und schaffe es, eine Schneeflocke aufzufangen. Dabei bemerke ich zu spät, dass sie ihr Handy herausgeholt hat und mich mit herausgestreckter Zunge fotografiert.

»Was machst du da?«

»Ich versuche, den angeblichen Schneezauber zu dokumentieren. Für wissenschaftliche Zwecke.«

»Und aus einem so vorteilhaften Blickwinkel.«

»Komm schon. Du bist bezaubernd, und ich bin mir sicher ...« Sie hält inne, neigt den Kopf zur Seite, um auf ihr Display zu schauen, und reißt die Augen auf. »Oh, vielleicht sollten wir noch eins machen ...«

Ich schubse ihren Arm weg. »Das reicht für heute mit dem Spott.«

Sie hält mir ihr Handy vors Gesicht. »Komm schon, Ellie. Ich hätte gern eine hübsche Erinnerung an dich, bevor die Nacht vorbei ist.«

»Ich werde mich um Mitternacht nicht in einen Kürbis verwandeln.«

»Hmmm, nein.« Sie grinst. »Aber ich vielleicht. Außerdem werde ich ein Foto von dir haben wollen, wenn du eine berühmte Filmemacherin geworden bist. Ein Oscar für den besten Animationsfilm ist ja wohl Teil deines Zehnjahresplans.«

»Zwanzigjahresplan«, korrigiere ich sie. »Lass uns nicht unrealistisch sein.«

»Ellie«, sagt sie, ihr Tonfall ist überraschend ernst. »Ich bin mir ganz sicher, dass du alles erreichen wirst, was du dir vornimmst.« Sie hält wieder ihr Handy hoch. »Schau doch bitte so, als würdest du mich nicht gleich umbringen.«

Ich lasse meine Arme schlaff herunterhängen und zucke mit den Schultern, als wollte ich fragen: *So?*

Sie schüttelt den Kopf. »Nein, zeig *dich*, deinen Wesenskern. Das ist es noch nicht.«

»Ich denke, du kennst mich noch nicht lange genug, um über meinen Wesenskern urteilen zu können.«

Sie sieht mich durch die Handykamera an. »Ich weiß immerhin, dass er kein unbeholfenes Achselzucken ist.«

»Bist du dir sicher? Ein unbeholfenes Achselzucken könnte *durchaus* mein Wesenskern sein.«

Sie schnalzt ungeduldig mit der Zunge, und ich hebe meine Arme in die Luft wie ein stehender Schnee-Engel und drehe mich auf einem Fuß in einem langsamen, schwungvollen Bogen in der Mitte der Brücke. Die Augen geschlossen, die Zunge hinausgestreckt.

»Wie war das?«, frage ich leicht benommen, während ich Mühe habe, die Orientierung wiederzufinden.

Sie schaut mit einem nicht zu entschlüsselnden Gesichtsausdruck auf ihr Handy, dann tritt sie einen Schritt näher an mich heran. »Hier.« Sie zeigt mir das Foto. Es ist verschwommen, im Vordergrund sind ein paar Schneeflocken scharf abgebildet, im Hintergrund bilde ich einen kontrastreichen Farbwirbel: das gedeckte Dunkelbraun meines Zopfes und das blasse Weiß meiner Haut gegen das Lila meiner Jacke, das Blau meines handgestrickten Schals und das kleine Stückchen Rot meiner lächelnden Mundwinkel und meiner Zunge.

»Ich finde es perfekt«, sagt sie.

»Ich bin dran.« Ich schnappe mir ihr Handy. Da ist sie, im Porträtmodus, 1,80 Meter groß, mit den Füßen fest im Schnee stehend. »Zeig mir deinen Wesenskern.«

Sie schiebt ihre Fäuste in die Taschen ihrer Jacke, lächelt mich von der Seite an und lehnt sich an das Brückengeländer. Ihr Wesenskern – perfekt destilliert in einer einzigen Pose, als wüsste sie unmissverständlich, wer sie ist.

Ich mache das Foto.

Sie streckt die Hand nach mir aus. »Noch eins«, murmelt sie, bevor sie einen Arm um meine Taille schlingt. Ich weiß, dass ich ihren Körper nicht wirklich spüren kann unter all den Klamottenschichten, aber ich stelle es mir vor. Ich stelle mir vor, wie es wäre, ihre Haut an meiner Haut zu spüren. Ich kann den Eierlikör riechen, die Ahorn-Speck-Donuts von Voodoo und den Duft des frisch gebackenen Brotes, der ihrer Kleidung anhaftet. Sie sieht aus, als sollte sie nach Kiefern und Lagerfeuer riechen, nach den wilden und ungezähmten Gegenden des Pazifischen Nordwestens der USA. Nach Regenwasser, feuchter Erde und Moos.

Aber in Wirklichkeit riecht sie nach Brot. Nach Wärme. Wie etwas, das dich satt macht.

»Ich zähle bis drei«, beginnt sie, und auf dem Bildschirm ihres iPhones kann ich unsere Gesichter sehen, Wange an Wange. Ich und neben mir das schöne Mädchen mit der unpraktischen Jacke und dem halbmondförmigen Lächeln. Schneeflocken in ihrem schwarzen Haar und die Lichter der Stadt, die hinter uns funkeln.

Wir lächeln beide.

»Eins ... zwei ... drei.«

Ihr Daumen wischt über das Display, um das Foto aufzurufen, und ich starre das Mädchen an, das festgehalten wurde.

»An einem Schneetag«, sage ich, »kann man eine andere werden.«

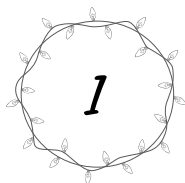
Den Arm immer noch um meine Taille gelegt, fragt sie: »Wer möchtest du denn sein?«

Kein unbeholfenes Achselzucken. Ich möchte eine Person sein, die eine Fremde im Schnee an sich zieht, also tue ich es. Ich lege meine Arme um sie, ziehe sie an mich, bis wir ganz eng verschlungen dastehen und uns nur noch ganz leicht bewegen, um warm zu bleiben.

Und dann tanzen wir langsam durch den Schnee. Sie summt mir

die Melodie von »White Christmas« ins Ohr, und der Rest der Welt verschwindet, während wir auf einer Brücke tanzen und die verbleibenden Minuten bis Mitternacht runterzählen. Es existieren nur noch ihr Atem, ihre Stimme, ihre Arme und all die Stellen, an denen sich unsere Körper berühren. Wir schweben in einer perfekten, für zwei Personen gebauten Schneekugel.

An einem Schneetag in Portland könnte man sich verlieben.



Dienstag, 13. Dezember 2022

Auf den Straßen liegen fast zweieinhalb Zentimeter Schnee, und die Stadt steht kurz vor dem Kollaps. Wie könnte es auch anders sein.

Da sich die Busse verspäten, schnüre ich mir den roten, handgestrickten Schal fester um den Hals und stiefl wütend die Belmont Street hinunter. Von der Einkaufspassage bis zur Apotheke stehen die Autos Stoßstange an Stoßstange, weil hier niemand weiß, wie man im Schnee Auto fährt. Die Schulen haben heute vorzeitig geschlossen, und überall in den Eingängen und auf den Bürgersteigen tänzeln Kinder fröhlich herum und fangen mit ihren Zungen Schneeflocken auf. Vor mir beobachte ich zwei Kids, die versuchen, Schneebälle zu formen, die zu mindestens neunzig Prozent aus Dreck bestehen.

Portland kann das irgendwie besonders gut: gleichzeitig begeistert und entsetzt zu sein von einer so bescheidenen Menge Schnee.

Und ganz ehrlich: dieser *Scheißschnee*!

Den meisten meteorologischen Definitionen nach zu urteilen, ist das nicht einmal Schnee. Er ist sehr fein und nass, fällt zu schnell und schmilzt zur Hälfte auf dem Beton, sobald er landet.

Trotzdem reicht es aus, damit sich die Busse verspäten und mein Tag komplett entgleist.

Ich greife in die Tasche meiner Daunenjacke und ziehe mein Handy heraus, um noch einmal die Uhrzeit zu überprüfen.

Drei Minuten. Ich habe noch drei Minuten Zeit, aber noch zehn Blocks vor mir. Das heißt, ich werde zu spät zur Arbeit kommen. Und wenn ich mich verspäte, werde ich die Beförderung beziehungsweise die Gehaltserhöhung, die ich so dringend brauche, definitiv nicht bekommen. Wahrscheinlich werde ich sogar gefeuert. *Schon wieder.* Und wenn ich wieder gefeuert werde, verliere ich wahrscheinlich meine Wohnung.

Vor zwei Tagen steckte ein neongelbes Flugblatt im Postschlitz meiner Wohnungstür. Ich wurde darauf über die Mieterhöhung zum 1. Januar informiert. Tausendvierhundert Dollar im Monat für siebenunddreißig Quadratmeter Untergeschosshölle im Südosten Portlands.

Wenn ich die Wohnung verliere, kann ich zusehen, wie ich in einer Stadt, die von einer furchtbaren Wohnungskrise gebeutelt wird, etwas Neues finde. Und wenn ich nichts finde ...

Meine Ängste potenzieren sich und zeichnen Katastrophenszenarien, bis ich zu der logischen Schlussfolgerung komme: Wenn ich wieder zu spät zur Arbeit komme, gerät mein Leben, das bereits ein Haufen Schrott ist, in die Müllpresse und wird zu einem dampfend-heißen Würfel gepresst.

Warum muss der Schnee in Portland immer darauf bestehen, mein Leben zu ruinieren?

Die Bilder schleichen sich langsam ein. Das Mädchen mit dem Feuer in den Augen und dem Schnee im Haar. Wie sie um Mitternacht auf einer Brücke tanzt. Der Klang ihres Lachens in meinem Ohr, ihr Atem an meinem Hals und ihre Hände ...

Aber nein. Es ist völlig sinnlos, sich mit der Erinnerung an voriges Weihnachten zu quälen.

Ich überprüfe noch einmal die Uhrzeit, als es klingelt. Auf dem zerbrochenen Display meines iPhone 8 blinkt der Name *Linds* neben dem Foto einer Frau auf, die vor dem Bellagio ein riesiges alkoholisches Getränk in Händen hält.

Ich überlege kurz, ob ich den Anruf ignorieren soll, aber ich wurde katholisch erzogen und würde mich anschließend zu schuldig fühlen. »Hey, Linds ...«

»Hast du mir das Geld per Venmo überwiesen?«, quasselt meine Mutter sofort los. Dabei ist es wohl absolut offensichtlich, dass ich ihr das Geld nicht überwiesen habe, sonst hätte Lindsey Oliver keinen Grund gehabt, mich anzurufen.

»Noch nicht.«

»Elena, Liebes, mein Mädchen ...« Linds mimt ihre beste Mutterstimme, die sie sich abgucken haben muss, als sie, den größten Teil der späten Neunzigerjahre über völlig bekifft, »Nick at Nite«-Wiederholungen angeschaut hat. Lindsey Oliver besteht darauf, dass alle, auch ihr einziges Kind, sie Linds nennen, während sie mich ausschließlich *Elena* nennt, obwohl ich Ellie bin und schon immer Ellie war, weil Elena mir so gut steht wie eine zu enge Jeans.

»Schätzchen, ich brauche das Geld wirklich. Es sind nur zweihundert Dollar.« Ich kann mir das schmollende Gesicht meiner Mutter am anderen Ende der Leitung genau vorstellen. Ihr dunkelbraunes Haar, das sie knallblond färbt, die natürlichen Wellen, die sie jeden Morgen glättet, die blasse Haut, die sie durch zahlreiche Besuche im Sonnenstudio aufpeppt, die hohen Wangenknochen, die sie mit Contouring betont.

Ich kann mir ihr Gesicht deshalb so gut vorstellen, weil es *mein* Gesicht ist, nur dass ich immer noch die lockigen braunen Haare

habe, die Linds »kraus« nennt, und die blasse Haut, die mich »verwaschen« aussehen lässt. Wenn meine Mutter mich nicht gerade um Geld bittet, dann mäkelst sie an meinem Aussehen herum.

»Ich verspreche, es ist das letzte Mal, dass ich dich um Geld bitte«, sagt sie.

»Sicher«, schnaufe ich, während ich loslaufe, um noch bei Grün über die Ampel zu kommen. Es ist nicht das erste Mal, dass ich es bereue, dass meine einzige Form von Work-out aus gelegentlichen Tanzmoves in der Küche besteht, während ich darauf warte, dass mein Burrito in der Mikrowelle auftaut. »Ich bin zurzeit nur etwas knapp bei Kasse. Wegen der Studienkredite, die ich zurückzahle, und wegen der Miete, aber hoffentlich werde ich zur stellvertretenden Café-Leiterin befördert und ...«

»Es ist nicht meine Schuld, dass du darauf bestanden hast, Ewigkeiten aufs College zu gehen, und dass dich die Lycra Studios gefeuert haben«, schnauzt sie.

»Laika Studios«, korrigiere ich sie zum x-ten Mal. Sie selbst wechselt ihre Jobs so häufig und gedankenlos wie ihre Ehemänner, lässt aber keine Gelegenheit aus, mich an *mein* größtes Versagen zu erinnern. Ich lasse mir nicht anmerken, dass mich das getroffen hat, dass ich mich bis ins Mark schäme. »Ich war nicht ewig auf dem College«, sage ich lässig. »Ich habe meinen Master in Animation gemacht.«

»Und was nützt dir dieser schicke Abschluss, wenn du deine alten Eltern finanziell nicht unterstützen kannst?«

Linds ist sechsundvierzig.

Ihre Schimpftirade nimmt jetzt richtig Fahrt auf. »Achtzehn Jahre lang habe ich dich gekleidet und ernährt, und ich habe dafür gesorgt, dass du ein Dach über dem Kopf hast!«, klagt sie.

Ihre Behauptungen, für meine Grundbedürfnisse gesorgt zu

haben, sind stark übertrieben. Als ich zwölf war, habe ich meine Mutter um Geld gebeten, um mir neue Kunstutensilien zu kaufen. Linds hat das gar nicht gut aufgenommen.

»Weißt du, wie viel es kostet, ein Kind großzuziehen? Und du willst noch mehr?«

»Setz es auf meine Rechnung!«, habe ich entnervt geschrien.

Und Linds hat zurückgeschrien: *»Vielleicht werde ich das tun!«*

Und sie hat es getan. Lindsey hat die Kosten meiner Existenz bis auf den letzten Cent ausgerechnet, und sie erwartet eine volle Rückerstattung. Leider habe ich in den fünfundzwanzig Jahren meines Lebens die Fähigkeit, meiner Mutter gegenüber Nein zu sagen, nicht wirklich entwickelt. Ich atme die lebenslange Enttäuschung über meine Eltern in die feuchte, verschneite Luft aus. »Gut, ich schau mal, was ich machen kann, um das Geld zu besorgen.«

Ihre Stimme wird leise, und sie gurrte: »Danke, Elena, mein Liebling.«

Das ist er, mein Moment. Ich muss zuschlagen, während sie kurzzeitig von mütterlichem Stolz und Zuneigung erfüllt ist.

»In weniger als zwei Wochen ist Weihnachten«, lege ich los. »Schaffst du es denn vielleicht dieses Jahr, über die Feiertage nach Portland zu kommen?«

Meine Stimme klingt hoffnungsvoll-verzweifelt, auch wenn ich die Antwort schon kenne. Sie ist letztes Weihnachten nicht gekommen, und sie wird auch dieses Weihnachten nicht kommen. Mit meiner Frage lasse ich mir nur wieder das Herz brechen.

Abgesehen davon, will ich das wirklich? Den Weihnachtsmorgen damit verbringen, eine verkaterter Linds vom Boden zu kratzen und mir währenddessen ihre Schimpftiraden anzuhören, in denen sie kein gutes Haar an mir lässt, angefangen mit meinem langweiligen Äußeren bis zu meinem noch langweiligeren Liebesleben?

Das letzte Mal, dass wir Weihnachten zusammen verbracht haben, war in Cleveland, bevor Linds zu ihrem Ehemann Nummer drei nach Arizona gezogen ist. Sie hat mich in einen Nachtclub geschleppt und versucht, mich mit einem vierzigjährigen Immobilienmakler namens Rick zu verkuppeln. Und dann hat sie mich prompt stehen lassen, um mit Ricks Freund nach Hause zu gehen. Ich habe sie anschließend drei Tage lang nicht gesehen.

Ich war damals neunzehn. Meine Mutter hatte mir einen gefälschten Ausweis besorgt. *Frohe Scheißweihnachten.*

Wünsche ich mir das *wirklich* zu Weihnachten?

Anscheinend *ja*. Ich habe sonst niemanden. Wenn das vorige Weihnachten ein Anhaltspunkt sein sollte, dann ist es besser, wenn ich nicht allein bin über die Feiertage. Wenn ich allein bin, neige ich dazu, falsche Lebensentscheidungen zu treffen.

»Warum sollte ich aus Phoenix in die Nässe und Kälte reisen?«, fragt Linds und erinnert mich daran, dass meine Weihnachtswünsche schon immer irrelevant waren.

»Weil *ich* hier bin ...?«

Sie schnalzt missbilligend in den Hörer. »Elena Oliver, mach das nicht.«

»Was?«

»Du bist so eine Dramaqueen. So warst du schon immer. Werde jetzt nicht emotional und rede mir kein schlechtes Gewissen ein, nur weil ich Weihnachten nicht im Regen verbringen will.«

»Ich habe nicht ...«

Eine tiefe Stimme brummt im Hintergrund, und Linds murmelt etwas zurück. »Ich muss los.«

»Ich könnte auch nach Phoenix kommen«, lege ich nach. *Wie erbärmlich!* Eine fünfundzwanzigjährige Frau, die ihre Mutter anfleht, Weihnachten mit ihr zu verbringen.

»Das ist jetzt kein guter Zeitpunkt. Überweis mir doch einfach das Geld bis heute Abend, okay?«

Das war's. Kein *Schöne Feiertage*. Kein *Ich hab dich lieb*. Sie legt auf, bevor ich mich überhaupt verabschieden kann. Das Schamgefühl, das ich vorhin hatte, wird durch ein Gefühl klaffender, schmerzender Einsamkeit verdrängt. Ich werde Weihnachten allein in meinem schäbigen Studio-Apartment verbringen und ein Fünf-Dollar-Grillhähnchen über der Spüle zu Abend essen.

Heimweh durchströmt mich. Dabei gibt es kein Zuhause, nach dem ich mich sehnen könnte, nichts, was hier oder irgendwo sonst auf mich wartet.

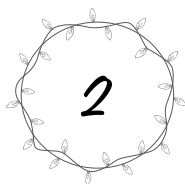
Ich verdränge die Gedanken an letztes Weihnachten, als ich für einen kurzen Moment geglaubt habe, eine Person gefunden zu haben, die den Schmerz lindert, jemanden, der sich wie zu Hause anfühlt.

Ich bin und war immer allein, und nur weil Weihnachten ist, gibt es keinen Grund, dass sich daran etwas ändert. Warum sollte man sich während der Festtage nicht genauso verloren und planlos fühlen wie zu jeder anderen Zeit des Jahres?

Ich bleibe stehen und warte, dass die nächste Ampel grün wird. Langsam verwandelt sich der Schnee in Regen.

Das ist es ja immer, dass Schnee nie von Dauer ist, und wenn er zu schmelzen beginnt, lässt er die Welt immer schäbiger wirken, als sie ist.

Ich schaue aufs zerkratzte Display. Schon vier Minuten zu spät.
Schneemagie, am Arsch.



Du bist zu spät.«

Mit diesen Worten werde ich begrüßt, als ich um 10:06 Uhr das Roastlandia betrete. Durch die vom Schneeregen nasse Brille erblicke ich mein Spiegelbild im Schaufenster des Cafés. Mein brünetter Zopf ist durchnässt, der Pony klebt mir an der Stirn, und meine blasse Haut ist vor Angst und Anstrengung gerötet. Kurz gesagt, ich sehe aus wie eine Person, die bald gefeuert wird.

Mein Chef, Greg, wartet an der Eingangstür auf mich. Der herablassende Blick in seinem rotbärtigen Gesicht verheißt nichts Gutes.

Mir bleibt nichts anderes übrig, als vor ihm in die Knie zu gehen. »Ich weiß. Und es tut mir wirklich sehr leid. Die Busse hatten Verspätung wegen des Schnees, und ich musste zu Fuß gehen, und ...«

Greg gibt nur ein »Tsts« von sich. »Ich will keine Entschuldigungen hören, Ellie. Check dich einfach ein.«

Ich will mich nicht mit diesem Mann streiten, der einen wachsgeformten Schnurrbart trägt und mein Schicksal in seinen Händen hält. Später werde ich ihn aber aus Rache zeichnen. Ich werde seinen Bart, der bis zum Hals hinuntersprießt, seinen milchigen

Teint und diese winzigen Knopfaugen übertreiben. Er trägt ein abgenutztes T-Shirt mit der Aufschrift »This Is What a Feminist Looks Like« und ist damit die einzige Person in Portland unter vierzig, die ungewollt ironisch ist.

Als würde er die Ironie noch unterstreichen wollen, mustert er mich von oben bis unten und spottet: »Du siehst aus wie ein Dackel, der in der Waschmaschine stecken geblieben ist. Was wird die Kundschaft denken, wenn sie dich sieht?«

»Tut mir leid, Greg«, sage ich noch einmal, während ich ihm nach hinten folge. »Es wird nicht wieder vorkommen.«

Er wirft mir einen bestenfalls skeptischen Blick zu.

An dieser Stelle möchte ich festhalten, dass ich noch nie zu spät gekommen bin, kein einziges Mal in den neun Monaten, seit ich im Roastlandia arbeite. Während meine Kolleg:innen ihre E-Zigarettenpausen machen, mache ich den Abwasch, und ich habe auf Gregs Geheiß hin zahlreiche Mittagspausen (*ohne Bezahlung*) durchgearbeitet und mich kein einziges Mal beschwert. Aber das fällt bei Greg auf fruchtbaren Boden.

Als ich bei meinem letzten Job gefeuert wurde und mein Zehnjahresplan geplatzt ist, war ich total verzweifelt und wollte ein paar kaputte Teile in meinem Leben wieder zusammensetzen. Also habe ich in einer Stadt mit sehr viel unglaublich gutem Kaffee einen Job in einem Café begonnen, in der Annahme, das sei ein super Arbeitsplatz, bis ich wieder auf die Beine käme.

Mittlerweile hat sich aber herausgestellt, dass ich auch im Café-Job eine Versagerin bin, genau wie ich als Trickzeichnerin im Animationsstudio eine Versagerin war.

Im Roastlandia herrscht gerade der übliche Vormittagshochbetrieb. Ich husche schnell zu meiner Kollegin Ari hinter den Tresen. Sie steht an der Kasse und summt ein Weihnachtslied mit, das

blechern aus dem Lautsprecher tönt. Es ist derselbe Lautsprecher, dem ich schon ein halbes Dutzend Mal gedroht habe, ihn von der Wand zu reißen, wenn er noch ein einziges Mal Michael Bublé spielt.

»Du bist wie die zynische, in der Stadt lebende Karrierefrau zu Beginn einer romantischen Komödie. Sie hasst die Feiertage, bis der stattliche Kleinstadt-Weihnachtsbaumfarmbesitzer ihr Herz zum Schmelzen bringt«, sagte Ari neulich, als ich mich flüsternd über Gregs Girlandenbesessenheit beklagt habe.

»Ja, bis auf die »Karrierefrau« stimmt das«, antwortete ich und zeigte um uns herum.

Kaum hatte Greg seinen Thanksgiving-Tofu-Truthahn verdaut, hat er das Café mit funkelnden Lichtern und Stechpalmen dekoriert und seine Spotify-Weihnachtsplaylist auf Repeat gestellt. Er ist davon überzeugt, dass die Kundschaft diese Stimmung genauso liebt wie die überteuerten Weihnachts-Special-Caffè-Latte. Als ob alle Menschen Weihnachten feiern würden und es abgesehen davon nicht die Zeit des Jahres wäre, die negative Erinnerungen am stärksten triggert. Mit einer Espressomaschine im Steampunk-Look, handgefertigten Stühlen und Kunstwerken aus recycelten Flaschen – sie stellen übergewichtige Katzen dar und stehen an den Wänden zum Verkauf – ist das Roastlandia *ein Hipster-Coffee-shop, der sich sehr bemüht, so zu tun, als würde er sich überhaupt nicht bemühen*.

Aktuell wird das Ambiente von alldem bestimmt – plus *Weihnachten*.

Und nein, ich mag Weihnachten nicht. Aus sehr offensichtlichen »Es klafft ein Loch der Einsamkeit in meiner Brust«-Gründen.

Ich beginne, einen Milchersatz für den Flat White eines Kunden aufzuwärmen, als die ersten Töne von »Last Christmas« von

Wham! erklingen. Es fühlt sich ehrlich gesagt so an, als würde mich dieses Lied persönlich angreifen wollen.

Last Christmas bin ich quer durchs Land gezogen, um in einem der renommiertesten Animationsstudios der Welt zu arbeiten.

This year ...

»Mandelmilch, Ellie! Ich habe Mandelmilch gesagt! Nicht Hafermilch. Hast du überhaupt zugehört?«

Ich zucke zusammen und lasse beinahe das Edelstahl-Milchkännchen zu Boden fallen. Als ich aufschaue, sehe ich, dass es Tuesday-Jeff ist, der Mann, der wegen seiner regelmäßigen Dienstagshorrorbesuche so genannt wird. Er stützt sich mit den Händen dreist auf dem Tresen ab und beugt sich vor. In seinem linken Mundwinkel klebt getrocknete Spucke. Wenn ich nach Hause komme, werde ich ihn für meinen Webcomic auf jeden Fall so zeichnen: völlig besessen von Milchersatzprodukten und immer mit dem irren Blick des Restaurantkritikers aus *Ratatouille*. Der heutige Tag ist sehr ergiebig für meine neueste Comicfolge.

»Tut mir leid, Jeff ...« Ich schenke ihm mein Lächeln de luxe, während ich schnell die Milch austausche. »Ich dachte, ich hätte Hafermilch gehört.«

Er hat *zu hundert Prozent* Hafermilch bestellt.

»Warum sollte ich Milch aus Hafer wollen? Hafer kann man nicht melken!«, schreit er mich an.

»Kann man Mandeln melken?«, murmele ich leise, bevor ich sehr laut beteuere: »Es tut mir sehr leid.«

Irgendwie läuft immer noch »Last Christmas«. Oder vielleicht schon wieder?

Last Christmas hatte mein Leben eine Richtung und einen Sinn.

This year besteht der Höhepunkt meines Tages darin, beschissene Latte-Kunst für einen schrulligen Siebzigjährigen herzustellen.

Tuesday-Jeff würdigt den beeindruckenden Milchschaum-Schneemann, den ich auf seinem Flat White geformt habe, keines Blickes. Ich mache ein Foto für Greg, damit er es auf Instagram posten kann, und dann stürmt Jeff einfach zur Tür hinaus, um dem Schneematsch zu trotzen, ohne sich auch nur zu bedanken.

»So ein Arschloch«, sagt Ari hinter der Kasse, sobald Jeff weg ist. Aus irgendeinem Grund kommt Ari damit durch, solche Sachen über Kundinnen und Kunden zu sagen, ohne dass sich Greg darüber empört. Ari Ocampo ist eine einunddreißigjährige Frau, die es durchzieht, mit Filzhut hinter dem Tresen zu stehen – also kann sie sich wohl so ziemlich alles erlauben.

»Heute ist ein großer Tag«, trällert Ari.

»Taylor Swifts Geburtstag?«

Ari findet das nicht lustig. »Der Tag, an dem du mit Greg über die Beförderung zur stellvertretenden Café-Leiterin sprichst.«

Bei diesen Worten lässt meine Körperspannung nach, als würde mich die Angst nach unten ziehen. Ari wirft mir einen Blick zu, der fast so herablassend ist wie der von Greg. Dennoch werde ich sie mit ihrem dicken schwarzen Haar, derzeit ein Undercut mit lila Strähnchen, so zeichnen, wie sonst auch immer in meinen Webcomics: als transsexuelle, schwarzhäutige Rapunzel, mit der man sich lieber nicht anlegen sollte. »Ellie, du hast es so lange vor dir hergeschoben, wie du nur konntest.«

»Ich weiß nicht ... Ich kann Sachen schockierend lang aufschieben, wenn die Gefahr besteht, dass ich abgelehnt werde«, erwidere ich.

»Seit dem Bewerbungsgespräch sind zwei Wochen vergangen, und Greg schuldet dir eine Antwort. Du hast es verdient, zu wissen, ob du den Job bekommst.«

Ich stimme vage zu. Natürlich will ich wissen, ob ich befördert

werde. Aber gleichzeitig will ich es nicht wissen, denn wenn die Antwort Nein lautet – wenn ich die Gehaltserhöhung nicht bekomme und wieder einmal versage –, habe ich keine Ahnung, was ich mit meiner Mutter, meinen Studienkrediten und meiner steigenden Miete machen werde. Meine zerschlagenen Träume könnten für immer zerschlagen bleiben.

Ari muss meine Angst riechen, denn sie macht einen Rückzieher. »Gut, du sprichst mit Greg, wenn du so weit bist.«

Für die nächsten Stunden kommen wir in unseren üblichen Rhythmus. Ich stehe schweigend hinter der Espressomaschine und mache Milchschaumkunst, als wären wir noch im Jahr 2012, und Ari plaudert fröhlich mit jeder Kundin und jedem Kunden. Ari liebt den Barista-Job. Sie sagt, er gebe ihr die Möglichkeit, ihre extrovertierte Seite zu pflegen und gleichzeitig ihrer zweiten Berufung als Imkerin nachzugehen. Anscheinend besteht ihr ganzer Garten aus Bienenstöcken, und sie stellt Heilmittel aus Honig her, die sie auf dem Samstagsmarkt verkauft.

»Übrigens«, sagt sie kurz vor Ladenschluss um sechs Uhr, und ihre Fröhlichkeit ist von dem langen Tag, an dem sie überhebliche Koffeinjunkies bedient hat, kein bisschen getrübt, »ich treffe mich gleich mit ein paar Freund:innen bei den neuen Imbisswagen an der Alberta Street. Hast du Lust, mitzukommen?«

Ich sträube mich angesichts des Dilemmas, vor das sie mich stellt. Ari meint es nett, aber meine Sozialphobie ist von der lähmenden Sorte.

Ich könnte jetzt zusagen, mit Ari und ihren Portland-Hipster-Freund:innen abzuhängen. Aber später werde ich bei dem Gedanken, meine Wohnung verlassen zu müssen, um irgendwo anders hinzugehen, schreckliche Bauchschmerzen bekommen. Ich werde mir den Kopf zerbrechen, wie ich mich aus der Affäre ziehen

kann, und schließlich eine Textnachricht mit einer halbherzigen Ausrede schicken, die Ari sofort durchschauen wird.

Und dann werde ich auf dem Sofa sitzen und zum zehnten Mal *Avatar – Der Herr der Elemente* gucken und an meinem Webcomic arbeiten. Und dabei werden mich Schuldgefühle plagen, weil ich gelogen habe und so feige bin.

Unabhängig davon, ob ich Ari zu- oder absage, werde ich meinen Dienstagabend damit verbringen, *Avatar* zu gucken, also kann ich mir die ganzen schmerzhaften, angstfördernden Zwischenspiele auch sparen.

Außerdem ist das nur eine Einladung aus Mitleid. »Tut mir leid. Ich kann nicht. Ich habe schon was vor.«

Ari sieht mich an, als wüsste sie, dass ich abgestandene Graham Cracker in Käsecreme dippen und um neun mit meinem Heizkissen einschlafe werde. »Meine Freund:innen sind nett. Du wirst sie mögen.«

Bei meiner Sozialphobie geht es nicht darum, dass ich Angst davor habe, Menschen könnten gemein zu mir sein. Es geht um eine viel differenziertere Art von Hirngespinnst, eine tief sitzende Überzeugung, dass jede soziale Interaktion ein Test ist, bei dem vorherbestimmt ist, dass ich versage. »Vielleicht beim nächsten Mal«, murmele ich.

Ari wippt mit der Hüfte und starrt mich an. »Bringt dich das weiter?«

Ich rolle mit den Augen. »Schon gut, Ari. Ich weiß, dass du Brené Brown auf Instagram folgst.«

»Versuch nicht, mit Humor abzulenken. Als deine beste Freundin muss ich fragen ...«

»Meine *beste Freundin*? Wir sind bestenfalls flüchtige Arbeitsbekannte ...«

Ari ignoriert meinen Einschub und redet weiter. »Nützt dir dieses ganze Traurige-Einsiedlerin-Ding, das du da abziehst, wirklich etwas?« Ari macht gerade eine kreisende, alles umfassende Geste in meine Richtung, als die Türglocke ertönt, um neue Kundschaft anzukündigen. »Macht dich das glücklich?«

Ich lache gequält. »Natürlich bin ich nicht glücklich! Ich bin fünfundzwanzig, habe hohe Studienschulden und zwei Abschlüsse, die ich nicht nutze. Ich wurde von meinem Traumjob gefeuert und arbeite jetzt für ein Arschloch in diesem Drecksloch, in dem ich Kaffee für Snobs zubereite.«

»Soso, ein Drecksloch also«, sagt eine satte Männerstimme. Ich wende mich von Ari ab, um festzustellen, dass der Kunde, der gerade das Roastlandia betreten hat, überhaupt kein Kunde ist – sondern *er*!

Andrew Kim-Prescott. Der Vermieter des Cafés. Und er hat gehört, dass ich diesen Ort ein Drecksloch genannt habe. Was einfach nur beschissen ist.

Wenn ich wirklich Glück habe, hat er vielleicht auch gehört, dass ich meinen Boss ein Arschloch genannt habe.

Ein Besuch von Andrew Kim-Prescott ist normalerweise ein Höhepunkt in meinem traurigen Einsiedlerleben, aber heute ist es nur das schnell entflammbare Lametta am ausgetrockneten Charlie-Brown-Weihnachtsbaum.

»Mr. Kim-Prescott«, sage ich und richte meine Brille zurecht. »Darf ich Ihnen Ihr übliches Getränk zubereiten?«

Er nickt. »Bitte. Und Ellie?« Er schenkt mir sein gewinnendstes Lächeln. »Du kannst mich Andrew nennen.«

Wenn ein Burberry-Mantel ein Mensch wäre, wäre er Andrew Kim-Prescott. Heute Abend trägt er einen marineblauen Nadelstreifenanzug und einen Fischgrät-Trenchcoat, sein schwarzes Haar

hat die typische Welle, die Augen sind dunkelbraun und die Wangenknochen einfach exquisit. Er schaut auf die goldene Bulova-Uhr an seinem Handgelenk, und ich zerfließe.

Ich mag Männer, die so sind wie meine Lebensziele: unerreichbar.

Es liegt nicht einmal daran, dass er wohlhabend ist (obwohl er es ist). Und auch nicht daran, dass er wahnsinnig gut aussieht (obwohl er das wirklich tut). Ich freue mich auf Andrews Besuche, denn in der Zeit, in der ich seinen grünen Matcha-Latte mit Cashewmilch zubereite, bin ich abgelenkt von Gedanken an egoistische Mütter und gemeine Chefs, an Sozialphobie und Versagen, Einsamkeit und Verlorensein. Denn es ist unmöglich, in Andrews Gesicht zu schauen und negative Gedanken zu haben.

»Hey, Andrew«, sagt Ari beiläufig zu dem Mann, dem dieses Gebäude gehört, und das Gebäude daneben und das nächste Gebäude, als sei er ein junger, überraschend heißer dickensscher Vermieter. (So zeichne ich ihn jedenfalls immer.)

Eigentlich ist er nicht unser Chef, aber ohne ihn und die Immobilienfirma, die seiner Familie gehört, hätte Greg seinen Traum, überteuerten, übermäßig gerösteten Kaffee zu verkaufen, niemals erfüllen können. Andrew kommt mindestens einmal im Monat vorbei, um sich über das Geschäft zu erkundigen und sein Hipster-Heißgetränk zu trinken.

»Ari. Schön, dich wiederzusehen«, schnurrt Andrew. Sogar seine Stimme klingt teuer, wie Kaschmir oder die Bestellung einer Vorspeise vor dem Hauptgang anstatt einer Vorspeise als Hauptgericht.

Nach dem Bezahlen kommt er um den Tresen herum und steht mir gegenüber wie Tuesday Jeff. »Ellie, hast du heute Abend schon was vor?«

Das fühlt sich an wie eine Falle, als würden er und Ari mir eine Falle stellen, um meine Lügen aufzudecken. Ich habe keine Pläne. Ich habe nie Pläne. »Ich ...«

»Andrew! Du bist da!« Greg platzt aus der Küche heraus, weil er die übernatürliche Fähigkeit besitzt, Andrews Anwesenheit zu riechen. Die übrigens nach Bergamotte und viel Geld riecht. »Ich habe im *Oregonian* gelesen, dass dein Großvater gestorben ist«, sagt Greg mit seinem üblichen Taktgefühl – was so viel heißt wie gar keins. »Unser Beileid.«

Andrew zaubert ein charmantes Lächeln hervor. »Danke.«

Der Vermieter des Roastlandia ist offensichtlich der Erbe von Prescott Investments, einer großen Firma, die viele Immobilien in Portland besitzt. Für eine Stadt, die sich rühmt, ausgesprochen antikapitalistisch zu sein, liebt Portland die Prescotts. Vielleicht weil sie gut darin sind, philanthropisch zu wirken, während sie überall in der Metropole die gleichen anonymen Wohnhäuser errichten und alles vom Columbia River bis hinunter nach Sellwood gentrifizieren.

Richard Prescott, der Gründer der Firma und Andrews Großvater, ist letzte Woche an Bauchspeicheldrüsenkrebs gestorben. Es stand auf der Titelseite des *Oregonian*.

Ich stelle Andrews grünen Matcha-Latte auf den Tresen, er greift danach und zwinkert mir spielerisch zu. »Greg, du wolltest, dass ich mich um das Elektropblem in der Küche kümmere?«

Greg nickt unterwürfig, und Andrew folgt ihm durch die Schwingtür nach hinten. Sobald sie verschwunden sind, stößt Ari ein wissendes »Soso!« aus.

Ich drehe mich um: »Was?«

»Als deine beste Freundin finde ich, du solltest mit Andrew Kim-Prescott ausgehen«, verkündet sie.

»Warum nennst du dich ständig meine beste Freundin?«

»Hast du noch andere Freundinnen in Portland?«

»Das ist ...« ein gutes Argument.

Ari blinzelt, als würde sie weiter darüber nachdenken. »Ja, unbedingt. Du solltest unbedingt mit Andrew ausgehen. Er würde dir dabei helfen, ein bisschen Schwung in dein Leben zu bringen. Er ist charmant, hat gute Beziehungen, ist witzig, und du bist ... na ja, du weißt schon.« *Das Gegenteil davon.*

Ich ertappe mich dabei, wie ich wieder an voriges Weihnachten denke – an die Brücke und den Schnee, an den Gedanken, ich könnte eine andere Version meiner selbst werden, wenn auch nur für einen Tag. »Andrew Kim-Prescott datet keine Leute wie mich.«

»Er hat dir zugezwinkert.«

»Er hatte wahrscheinlich etwas im Auge. In den Stechpalmenzweigen sammelt sich Staub, und ich bin die Einzige, die sie reinigt.«

»Komm schon. Du weißt, dass du hinreißend bist. Du bist groß. Du hast dieses dichte, üppige Haar und *riesige* ...«, ich verschränke meine Arme über meiner Brust, »... blaue Augen«, sagt Ari. Ich lasse meine Arme fallen. »Du bist wie Zooey Deschanel, wenn sie ihr Lexapro nicht mehr nimmt.«

Ich falte meine Hände in einer Gebetshaltung unterm Kinn zusammen. »Mein Königreich für ein Escitalopram.«

»Siehst du? Diese ganzen eigenwilligen Vibes. Männer lieben das.«

»Ich bin nicht eigenwillig. Ich habe eine generalisierte Angststörung, und glaub mir, daran ist nichts süß.« Es sei denn, man findet chronische Magen-Darm-Beschwerden, Erbrechen bei Angst und komplettes Abschalten beim ersten Anzeichen eines Konflikts *süß*.

»Hey, wir sind hier in Portland. Wir haben hier alle eine generalisierte Angststörung. Such dir endlich eine Therapeutin.«

»Ich habe eine Therapeutin«, murmele ich. Sie heißt Anna, und ich sehe sie zweimal im Monat über einen Onlinedienst. Da sie mir bei unserer letzten Sitzung gesagt hat, es würde mir blendend gehen, ist sie offensichtlich keine besonders gute Therapeutin.

»Ich denke, du solltest Andrew nach einem Date fragen«, knüpft Ari an ihre frühere Aussage an.

Es gibt nichts Schlimmeres als glücklich verheiratete Menschen, die sich in das Liebesleben eines ewigen Singles einmischen. Obwohl, in Aris Fall muss man von glücklich polyamor verpartnert sprechen, da sie sich seit zwei Jahren mit einem verheirateten lesbischen Paar trifft. Die beiden Frauen kommen manchmal ins Roastlandia, und zu dritt sind sie wirklich unheimlich süß. »Ari, du kennst mich jetzt seit neun Monaten. Denkst du wirklich, ich habe jemals jemanden nach einem Date gefragt? Außerdem ist Andrew nicht wirklich mein Typ.«

Ich spüre, dass Ari mich mustert. »Weil er Asiate ist?«

Ich drehe mich um. Ari ist Filipina und kurz davor, mich mit Weihnachtsgirlanden zu erdrosseln. »Was? Nein, natürlich nicht!«

Jetzt sieht sie etwas weniger mürrisch aus. »Weil er ein Mann ist? Ich dachte, du stehst auch auf Männer.«

Ich wippe unruhig hin und her. In meiner ersten Roastlandia-Woche habe ich mich Ari gegenüber geoutet, als wir uns gegenseitig dabei erwischt haben, wie wir die heiße Yoga-Janine in ihrem Fabletics-Outfit angeschmachtet haben. Es war kein besonders tiefgründiger Moment.

»Stehst du auf Frauen?«, hatte Ari mich ganz unverblümt gefragt.

Daraufhin habe ich wortgewandt geantwortet: »Äh, ja, ich stehe generell auf alles«, als ob ich angeben würde, welchen Pizzabelag ich bevorzuge.

Daraufhin hat mir Ari auf die Schulter geklopft und gesagt: »Ich hab mir schon gedacht, dass du eine von uns bist.«

Und klar, in dem Moment habe ich mich ein wenig in Ari verliebt, aber wir haben uns nicht im Detail über meine sexuellen Präferenzen unterhalten. »Ich bin bi«, stottere ich jetzt, »also technisch gesehen stehe ich auf Männer, aber ich bin auch demisexuell, das heißt, ohne eine starke emotionale Bindung empfinde ich überhaupt keine sexuelle Anziehung.«

»Ich weiß, was demisexuell ist«, unterbricht mich Ari.

Ja, klar. Wir sind ja hier in Portland. Es ist nicht so wie damals in Ohio, als ich beim dritten Date versucht habe, zu erklären, wie ich ticke, und nur leere, verständnislose Blicke kassiert habe. »Okay, also, ich kann Leute ansehen und sie körperlich attraktiv finden, also rein objektiv. Und ich kann mich in sie verlieben. Aber wenn da kein tiefes Vertrauen ist, wird sich diese Verliebtheit immer irgendwie distanziert und abstrakt anfühlen.«

Ari, die an ihrer Roastlandia-Schürze stolz eine Anstecknadel mit einer Trans-Flagge neben einer Lesbian-Pride-Anstecknadel trägt, wirft mir einen Blick zu, der mir sagt, dass ich auf ihre simple Frage nicht mit einer Dissertation antworten muss. »Aber wenn diese emotionale Bindung besteht, dann kannst du dich sexuell und romantisch zu Männern hingezogen fühlen?«, fragt sie langsam.

Ich nicke. »Theoretisch ja.« In der Praxis ist das bisher nicht passiert. Ich brauche emotionale Intimität in Beziehungen, und da ich gleichzeitig eine Angststörung habe, die emotionale Intimität fast unmöglich macht, ist das für mein Gehirn einfach verdammt schwierig.

»Also, wenn ich auf Männer stehen würde«, erklärt Ari, »dann wäre ich total scharf auf Andrew, also solltest du definitiv eine emotionale Bindung zu ihm aufbauen.«

»So einfach ist das nicht. Und außerdem ist Andrew schon fast zu attraktiv. Das Geld und die Anzüge und das Haar ... Andrews Leben ist perfekt, und in seiner Nähe würde ich mich ständig daran erinnern, wie unvollkommen meins ist.«

Ich bin mit meiner abstrakten Schwärmerei für Andrew Kim-
Prescott aus der Ferne sehr zufrieden.

Ari rückt ihren Filzhut zurecht, sodass er lässig schräg sitzt.
»Niemand ist perfekt, Ellie.«

Bevor ich antworten kann, öffnet sich die Schwingtür, und Greg und Andrew kommen heraus. Während Andrew Ari bittet, seinen Latte in einen To-go-Becher umzufüllen, wendet sich Greg an mich. »Ari hat vorhin erwähnt, dass es etwas gibt, das du mit mir besprechen wolltest?«

Andrew und sein Haar sind mir plötzlich vollkommen egal. Ich muss jetzt dieses Gespräch führen, oder ich kann mich gleich selbst rauswerfen. Ich atme tief ein. »Ja, ähm ... hast du ... ähm, hattest du die Möglichkeit, äh ... Hast du dich entschieden? Ich meine, wer die neue Stellvertretung wird?«

Greg seufzt. »Ich weiß nicht, was du dir vorstellst, Ellie. Ich brauche jemanden, auf den ich mich verlassen kann, und du warst heute sechs Minuten zu spät.«

»Es tut mir leid«, sage ich instinktiv. »Ich werde nie wieder zu spät kommen. Es ist nur so, dass ich diese Beförderung wirklich brauche. Ich habe gerade erfahren, dass meine Miete ab Januar erhöht wird, und mit meinen Studienkrediten kann ich es mir nicht leisten, tausendvierhundert Dollar im Monat für die Miete zu bezahlen und nur fünfzehn Dollar pro Stunde zu verdienen ...« Ich sage ihm nicht, wofür das meiste Geld tatsächlich draufgeht. Greg Radzinski hat es nicht verdient, meine beschissenen Familienverhältnisse zu kennen. »Und ich weiß, du willst, dass ich zeitlich

flexibel bin, also kann ich keinen zweiten Job annehmen, es sei denn ...«

»Ich kann dich nicht zur stellvertretenden Leiterin machen, nur weil du mir leidtust«, unterbricht er mich. »Es geht hier ums Geschäft.«

Das Gespräch läuft so gut, wie ich es mir ausgemalt habe. »Könnte ich dann vielleicht einen Vorschuss von meinem nächsten Gehalt bekommen?«

»Ich glaube nicht, dass jemand seit 1987 noch Gehaltsvorschüsse gezahlt hat.«

»Sie werden mich zwangsräumen«, murmele ich, den Tränen nahe. Ich stelle mir vor, wie ich mich selbst zeichne, wie ich vor meinem Chef stehe und schluchze. *Porträt einer traurigen Frau, blau schattiert*. Ein Panel in einer Folge von tausend ähnlichen Panels in dem leicht fikionalisierten Webcomic über mein Leben. Titel: *Der ewige Abfuck*.

Ich wünschte, ich könnte eine andere Version von mir herbeizaubern – eine Version von Ellie Oliver, die nicht schluchzt und darum bettelt, dass die Leute sie mit einem Minimum an Respekt behandeln.

»Nicht weinen.« Gregs Gesicht sieht für einen Moment mitfühlend aus, und er drückt meinen Arm. Ich kann mich ehrlich gesagt nicht daran erinnern, wann mich jemand das letzte Mal so intim berührt hat.

Aber plötzlich fällt es mir wieder ein, und die Erinnerung ist furchtbar. Mich daran zu erinnern, wie sie mich gehalten hat, lässt das Loch in meinem Herzen so weit klaffen, dass es mich von innen verschlingt.

Last Christmas ...

»Ellie«, setzt Greg an, in seiner Stimme schwingt Mitgefühl mit.

Einen Moment lang denke ich, dass meine aufkommenden Tränen vielleicht sein verhärtetes Herz erweicht haben, dass er mich vielleicht vor dem völligen Zusammenbruch bewahren wird. »Du hast doch immer so viele Ideen«, sagt er und drückt durch meine Strickjacke in mein Fleisch. »Ich bin mir sicher, du findest einen Ausweg.«

Und das war's. Das waren Gregs Ratschläge. Dann schiebt er sich wieder durch die Schwingtür in die Küche, und ich stehe immer noch da, nur dass ich jetzt regelrecht schluchze. Ich drehe mich um und sehe die mitleidigen Gesichter von Ari Ocampo und Andrew Kim-Prescott. Und renne sofort zur Toilette.

Last Christmas hatte ich das Gefühl, die Einzelteile meines Lebens würden sich endlich zusammenfügen.

This year sehe ich zu, wie sie zerbrechen.